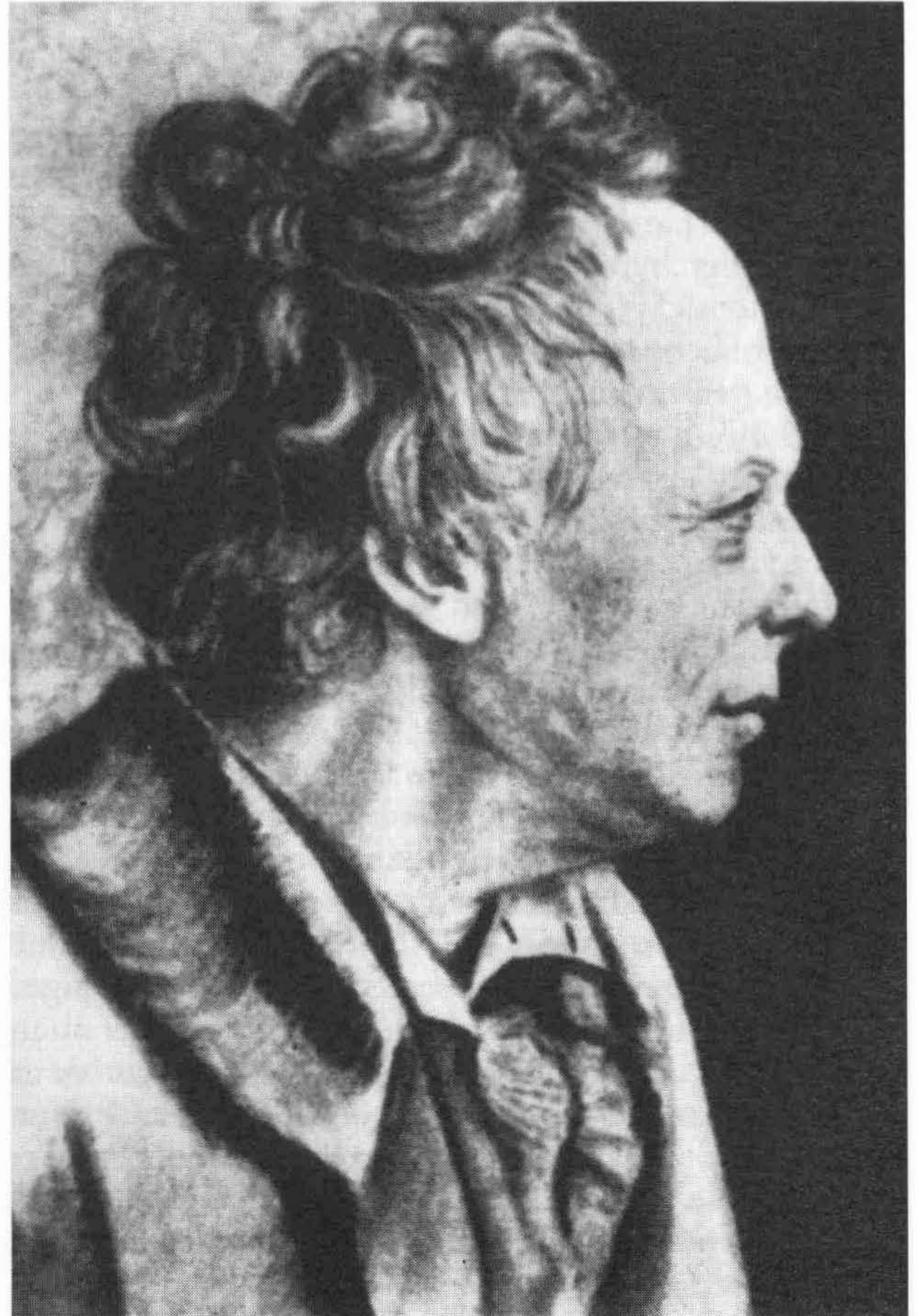


Die Oberpfalz und Böhmen –

Streiflichter einer musikalischen Nachbarschaft

„Mein Vater war Forstmeister in einem böhmischen Orte und hatte mich zu seinem Nachfolger bestimmt. Aber in meiner Heimat treibt alles Musik, selbst in den kleinsten Dörfern: die Jugend in der Schule, die Alten auf dem Kirchenchor.“ So beginnt „der große Reformator der Oper“, Christoph Willibald Gluck (1714–1787), seine „Lebenserinnerungen“. Geboren ist er in Erasbach in der westlichen Oberpfalz nahe Berching.

Seine Ahnen väterlicherseits stammten allesamt aus dem Norden der Oberpfalz. Sein Großvater Johann Adam war Bürger von Neustadt an der Waldnaab und fürstlich Sagan'scher Hofjäger und damit Untertan der Fürsten zu Lobkowitz, Herzoge von Raudnitz und Sagan. Auch des Komponisten Vater Alexander Johann war in jungen Jahren Leibjäger des Prinzen Eugen von Savoyen, bevor er 1708 in Erasbach Förster des Herzogs von Bayern und der Klöster Seligenporten und Plankstetten wurde. Als Christoph Willibald drei Jahre alt war, zog sein Vater nach Neuschloß bei Böhmisches Leipa und arbeitete als Waldarbeiter des Grafen Kaunitz. 1722 wurde er Forstmeister des Grafen Kinsky in Böhmisches Kamnitz und 1727 des Fürsten Lobkowitz zu Eisenberg in Böhmen. Christoph Willibald besuchte die jeweiligen Schulen, dürfte dann im Konvikt der Jesuiten in Komotau verstärkt mit der Musik in Berührung gekommen sein und ging 1732, also 18-jährig, nach Prag. Als Student der Universität verdiente er sich sein Brot – sein Vater war gegen seine Zuwendung zur Musik – als Musikant in Kirchen und Kneipen und spielte die Orgel vor allem in der Prager Teinkirche. Dort dürfte er von dem Franziskanerpater Bohuslav Czernohorsky im strengeren Kirchenstil unterrichtet worden sein. 1736 wandte er sich dann



Christoph Willibald Ritter von Gluck (1714–1787).

Wien zu, wo ihm die Verbindung seines Vaters zum Lobkowitz'schen Fürstenhaus die Berufung zum Kapellmeister einbrachte. In seine Oberpfälzer Heimat ist Gluck offenbar nie mehr gekommen. Aber die Verbindung zu seiner Sippe blieb lebendig, als der Kinderlose 1769 seine Nichte, die zehnjährige Tochter seiner Schwester, adoptierte. In Prag weilte er vorher noch einige Zeit von 1750 bis 1752, als die Theatergruppe des Giovanni Battista Locatelli dort seine Opern „Ezio“ und „Issipile“ mit größtem Erfolg uraufführte. In Neapel erhielt er so kurz darauf den Ehrenruf „Divo Boemo“. Und der unmittelbare Einfluß seiner Herkunft und Jugendzeit auf sein Schaffen? „*Er hat aus der wälschen, aus der französischen, aus den Musiken aller Völker eine Musik gemacht, die seine eigene ist.*“ So urteilt der spätere Leipziger Thomaskantor Johann Adam Hiller bereits 1768 in seinen „Wöchentlichen Nachrichten“.

Unser nächstes Streiflicht soll auf Musiker gerichtet sein, die den umgekehrten Weg gegangen sind, nämlich aus Böhmen in die Oberpfalz und deren heutige Metropole Regensburg. Da wurde im Jahre 1804 der zu Radonitz in Böhmen geborene Ignaz Walter (1755–1822) an das Neue Theater in Regensburg als Direktor gerufen. Er hatte in Wien studiert, debütierte 1780 im Wiener Nationaltheater als Sänger, und Wolfgang Amadeus Mozart sah ihn bereits für seine „Entführung aus dem Serail“ vor. Er aber ging 1782 als erster Tenor nach Prag, wo er zwei Jahre lang Triumphe feierte. Nach Engagements in Riga, Frankfurt am Main, Hannover und Bremen wurde er dann in Regensburg sesshaft und leitete das Theater bis zu seinem Tode. Unter seiner Direktion erwarb sich die Regensburger Bühne einen sehr guten Ruf. Er selbst steuerte nicht weniger als zwölf Opern und Singspiele bei, in denen er auch selber sang – „der beste Tenor Deutschlands“ wurde er gerühmt – und in denen auch seine Frau und seine Tochter größten Beifall erzielten. Besonders anerkannt wurde seine vieraktige Oper „Doctor Faust“ nach Goethe, die am 10. Oktober 1819 erstmals aufgeführt wurde.

Vor seiner Zeit war vor allem die Hofmusik des Fürsten von Thurn und Taxis in Regensburg Sammel-



Franz Xaver Pokorny (1729–1794), Autograph.

becken zahlreicher böhmischer Musiker, die mit den dort auch engagierten italienischen Gesangs- und Instrumentalstars um die Gunst der Reichstagsbesucher zu buhlen versuchten. Da finden sich in den Gehaltslisten der Zeit um 1770 echt böhmische Namen wie Kaffka (Violine), Hanisch (Oboe), Knieschek (Fagott) und Pokorny (Direktor der zweiten Violinen). Greifen wir letzteren heraus: Franz Xaver

Pokorny (1729–1794) wurde am 20. Dezember 1729 als Sohn des „Bürgers und Rates“ von Königstadt in Böhmen geboren. Er soll Schüler des im Mühlviertel unweit der tschechischen Grenze, in Deutsch-Hörschlag, geborenen Joseph Riepel gewesen sein. Dieser war seit 1749 am Regensburger Hofe der Thurn und Taxis und bekleidete damals das Amt des Kapellmeisters der Hofmusik. Bald nach 1750 taucht Pokorny in Oettingen-Wallerstein auf, wo ihn Graf Philipp zu weiteren Musikstudien nach Mannheim schickte. Ab 1754 finden wir ihn dann wieder in Wallerstein, „da er in der Musik vonnöten wäre“. In den Gehaltslisten der Regensburger Thurn und Taxis'schen Hofmusik taucht er erstmals 1766 auf. Er steht mit 350 Gulden durchaus im oberen Mittelfeld. Nur die Kapellmeister und Sänger verdienten mehr. 1775 erhält Pokorny als zweiter Geiger schon 400 Gulden und im Etat des Jahres 1787 ist er als „Violinist Direktor und II. Violinist“ geführt. Die darin genannte „Summa Summarum 844 Gulden“ gliedert sich in ein Grundgehalt, 220 Gulden Tischgeld, zwei Bouteillen Wein täglich, 132 Gulden Kleidgeld, alle fünf Jahre 25 Gulden „für Stiefel und Mantel“, jährlich zehn Gulden für Holz, sieben für Licht und 25 für Quartier. Pokorny kam nie in die Spitzengruppe der Regensburger Hofmusik, weder der Bezahlung noch der internen Bedeutung nach. Er hat aber von all seinen Kollegen die weitaus meisten Partituren für die Hofmusik geschrieben. Über 200 Handschriften der Fürst Thurn und Taxis Hofbibliothek tragen den Vermerk „di Pokorny“, darunter 109 Symphonien, 54 Cembalokonzerte, Konzerte für Orgel, Oboe, Klarinette und Horn, Märsche, Tänze und Sonaten. Auffällig ist, daß Pokorny keine Musik zu Opern oder Singspielen schrieb, obwohl gerade diese Musikgattungen am Regensburger Hof besonders gepflegt und begehrt war und selbst kompositorisch weniger fruchtbare Mitglieder der Hofmusik wie der Böhme Franz Hanisch Beiträge dafür lieferten. In seinen durchaus dem Zeitstil verpflichteten Werken fällt als persönliche Note der häufig volkstümliche Charakter seiner Melodik auf, sicher ein Reflex auf seine böhmische Herkunft. Franz Xaver Pokorny starb am 2. Juli 1794 in Regensburg. Seine Grabtafel

im Vorhof von St. Emmeram hat die Inschrift: „Hier ruht der wohledle Herr Franz Xaveri Pockorny Hochfürstlich Taxischer Kammer Musicus“.

Eine steinerne Gedenktafel hat der Oberpfälzer Friedrich Pfannmüller (um 1490–1562) in Prag vermutlich nie erhalten, obwohl er dort eines der prestigeträchtigsten Projekte seiner Zunft zu seiner Zeit übertragen bekommen hatte, den Bau der „Prager Kaiserorgel“. Der gebürtige Hirschauer renovierte 1538 die Orgel der Regensburger Stiftskirche St. Johann beim Dom. Dabei bereicherte er sie durch neue Farbstimmen, fügte als zweites Manual ein Brustwerk hinzu, verschönerte auch das Äußere unter anderem durch zwei bemalte Flügeltüren und brachte sogar einen Vorhang an, um das ganze Werk vor Sonnenbestrahlung und anderen schädlichen Einwirkungen zu schützen. Auf dieselbe Weise verfuhr er mit der Orgel von St. Martin in Amberg 1549. Vorher aber schon war sein Ruf nach Böhmen gedrungen und der Rat der Reichsstadt Eger schloß 1547 einen Vertrag mit dem Oberpfälzer Orgelbaumeister ab, für die St. Niklas-kirche eine neue Orgel mit der modernen Stimmteilung zu bauen. Und im selben Jahre 1547 konnte er noch einen Auftrag für die Stadtkirche Tachau in Böhmen verbuchen und auch die Verhandlungen für den Bau einer neuen Orgel im brandgeschädigten Prager Dom liefen zu dieser Zeit an. Die „gelbe Orgel“ von Eger konnte er erst 1552 fertigstellen. Nach einhelligen zeitgenössischen Zeugnissen war sie hervorragend gelungen und Meister Pfannmüller setzte nacheinander seine beiden Söhne Friedrich und Wolfgang als Organisten und Betreuer seines Instruments ein. Wegen der zahlreichen Aufträge in Böhmen – auch Pilsen hatte eine Orgel bei ihm bestellt – verlegte Pfannmüller seine Werkstatt nach Tachau in Böhmen. Diese brannte bei der großen „Stadtbrunst“ ab und Pfannmüller kam dadurch nicht unerheblich weiter in Verzug mit der Ausführung seiner Aufträge. So begann er erst 1555 wirklich mit dem Bau der „Prager Kaiserorgel“, so benannt wegen des kaiserlichen Auftragebers Ferdinand I. Eigentlich hätte das Werk zu diesem Zeitpunkt bereits fertig sein sollen. Allerdings waren auch die Bauleute im Dom selbst mit ihren

Arbeiten noch lange nicht so weit. Um zügig an seinem Werk arbeiten zu können, zog Pfannmüller trotzdem nach Prag. 1559 gab er einen Zwischenbericht, daß er bereits 3000 Pfeifen fertig habe und nur noch ein halbes Jahr für die technischen Teile des Instruments brauche. Aber die einheimischen Gehäusebauer beeilten sich auch nicht besonders, so daß der Kaiser ermahnte, Pfannmüller sei ja „ein erlebter Mann, der auch erkranken oder gar mit dem Tod abgehen könne“. Gleichwohl mußte Pfannmüller seine erzwungene Arbeitspause überbrücken mit größeren Reparaturen an der Orgel des Wiener Stephansdoms. Und 1562 hören wir, daß ein Nachfolger für den Bau der Kaiserorgel bestimmt wurde. Pfannmüller war offensichtlich zwischenzeitlich gestorben. Sein Lebenswerk vollendeten schließlich der Ravensburger Jörg Ebert (1562), der Klosterneuburger Jonas Scherer (1563–65) und der Budweiser Joachim Rudner (1566). Natürlich blieb es nicht aus, daß auch diese „größte und schönste Orgel, die die Christenheit je besaß“ schlecht gemacht wurde und der aus Antwerpen kommende kaiserliche Organist Karl Luyton mahnte immer wieder Mängel an, die aber von den jeweiligen Orgelbauern ebenso hartnäckig als „nicht sonderlich“ abgetan wurden. Immerhin, der Oberpfälzer steht in der Historie der Orgelbaukunst als ein Mann, der dem böhmischen wie Oberpfälzer Orgelbau epochal neue Wege wies.

Es soll nicht verschwiegen werden, daß auch ein gewisser Konkurrenzneid die Beziehungen der Orgelbauer gerade im oberpfälzisch-böhmischen Grenzgebiet gelegentlich nicht unbedeutend trübte. So geht der in Kladrau in Böhmen ansässige Orgelbauer Thomas Kraupa Ende des 18. Jahrhunderts ganz massiv zum Angriff über gegen den Nabburger Andreas Weiß (1722–1807), wenn er seine fünfregistrige Orgel für die Friedhofskirche in Leuchtenberg rühmt, „welches Werk der Weiß von Nabburg um den getroffenen Akkord von 100 Gulden gewiß nicht herstellen würde“ und er die 1757 fertiggestellte Weiß-Orgel von Eslarn bereits 1784 wieder dringend „überarbeiten muß“.

Ein prachtvolles Beispiel böhmischer Orgelbaukunst ist übrigens heute noch im Norden der Oberpfalz zu bewundern: Die Orgel der Wallfahrtskirche



Historische Orgel von 1690/1738
in der Wallfahrtskirche zur Heiligsten Dreifaltigkeit in Kappel.

Kappel bei Waldsassen. Den Kern bildet das Positiv eines Orgelbauers aus Plan in Böhmen. Über dieses Brüstungswerk des Jahres 1690 erstellten dann vier Meister aus Elbogen in Böhmen 1734–38 ihr herr-

liches, rocaillengeschmücktes, von drei Figuren bekröntes und mit phantasievollen Schleierbrettern und Ohren ornamentiertes Werk. Es sind dies der Erbauer der großen Orgel von Stift Strahov bei Prag, Franz Faßmann (1697–1760), der Schöpfer der Orgel von St. Joachimsthal in Böhmen, Adam Pleyer (1686–1759), und ihre beiden Compagnons David Schmied und Leopold Goll. Allerdings fällt auch hier auf, daß das Klangwerk bereits 1740, zwei Jahre nach Fertigstellung durch den Stadtamhofer Orgelbauer Johann Konrad Brandenstein verändert und erweitert wurde.

Kehren wir zurück zum Lebensbereich der Gluck-schen Ahnen, zur Reichsgrafschaft Störnstein mit dem Sitz der Lobkowitz in Neustadt an der Waldnaab. In der naheliegenden Wallfahrtskirche St. Quirin ist eine 1692 datierte Orgel erhalten, die höchstwahrscheinlich von Fürst Ferdinand August von Lobkowitz gestiftet wurde. In der Pfarrkirche von Pfreimd steht ein ähnlicher Orgelprospekt und auch für die nahe Wallfahrtskirche auf dem Eixlberg ist noch eine Zeichnung für eine neue Orgel überliefert, deren Urheber feststeht: Es ist Franz Michael Kannhäuser aus Falkenau in Böhmen. Auch dafür ist ein dynastischer Bezug festzustellen: Pfreimd war die Residenz der Grafen von Leuchtenberg, und die hatten wieder große Besitztümer im Land zwischen Eger und Elbogen, in dem auch Falkenau liegt.

So ist die Nachbarschaft der Oberpfälzer und Böhmen auch auf dem musikalischen Sektor fruchtbringend ausgeprägt, lange bevor die Folgen des 2. Weltkriegs eine Symbiose erzwangen, über die gesondert referiert werden könnte und müßte.



Historische Orgel von 1692 in der Wallfahrtskirche St. Quirin in Püchersreuth.



„Macht hoch die Tür,
die Tor macht weit ...“.
Nach einem Originalgemälde
von Rupert D. Preißl,
Regensburg.